Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 38 (1995)

Artikel: Knecht und Verdingbub : Sozialreportagen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs

Autor: Surava, Peter / Senn, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071541

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KNECHT UND VERDINGBUB

Sozialreportagen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs

PETER SURAVA / PAUL SENN

Im Jahrbuch 1993 druckten wir drei Sozialreportagen über die Heimarbeiterinnen von Eriswil ab, die der Journalist Peter Surava und der Fotograf Paul Senn in den Jahren 1943/44 in der Wochenzeitung «Die Nation» veröffentlicht hatten. Hier lassen wir zwei weitere Reportagen aus dem Oberaargau folgen, die auf krasse Missstände aufmerksam machten, unter denen landwirtschaftliche Arbeitskräfte zu leiden hatten. Alle Fotos in diesem Artikel stammen von Paul Senn (1901–1953). Paul-Senn-Archiv, Stiftung FFV, Kunstmuseum Bern.

Der Knecht

«Das ist die Geschichte des Knechtleins Otto Bichsel. Er sitzt heute als Kläger auf der Gerichtsbank, und neben ihm sitzen seine Meistersleute als Angeklagte: Die Bäuerin Frau Witwe Gfeller und der Bruder ihres verstorbenen Mannes, der in seiner Wohngemeinde als jähzorniger Mann bekannte Gody Gfeller. Dieser schaut mit bösen Augen im Gerichtszimmer herum, und er hat seine Gründe dazu. Er hat seinen Knecht, den armen, gebrechlichen und überaus gutmütigen Bichsel dermassen geschunden und geplagt, dass die Behörden den Peiniger von der Arbeit weg verhaften liessen und kurzerhand in Untersuchungshaft steckten, wo er nun anderthalb Monate über das erste und höchste Gebot Gottes nachdenken konnte. Was aber offensichtlich nicht viel gefruchtet hat, denn Gody Gfeller zeigt keinerlei Einsicht oder gar Reue. Er hat gar nicht das Gefühl, sein Knechtlein schlecht behandelt zu haben. Ja, er habe ihn schon einmal geboxt und auch einmal mit der Peitsche in seine Gichtbeine gezwickt, aber das sei nicht so schlimm gewesen. Der Bichsel sei halt jeweils einfach abgehockt, wenn er nicht mehr mochte. Das allerdings scheint sehr glaubhaft, wenn man vernimmt, dass Bichsel meistens vierzehn oder sechzehn Stunden arbeiten

Der Knecht Otto Bichsel 1944.

musste und von Nachbarsleuten oft nachts 11 und 12 Uhr noch auf dem Felde gesehen wurde, wo er dann manchmal vor Müdigkeit und Schwäche einfach zusammenbrach und die ganze Nacht liegen blieb. Er habe ja immer das Haus offengelassen, meint der Gfeller Gody gnädig.

Auch dass er dem Knecht erst zu essen gab, wenn diese und jene Arbeit getan sei, das findet er gar nicht absonderlich. Und Bichsel, den die Nachbarsleute sehr oft sahen, wie er in jeder Hand eine Sense als Krücke benützend, aufs Feld zur Arbeit humpelte, war abends jeweils so müde, dass er nicht mehr die Kraft hatte, die drei Meter Stiege in seine armselige Kammer hinaufzusteigen und einfach unten liegen blieb.

‹Habt Ihr denn das nie gesehen?› frägt der Richter den Gody.

Nein, da war der Gody jeweils eben bereits im Bett.

‹Und habt Ihr dem Bichsel nie gesagt, er sei ein fauler Chaib?› frägt der Richter weiter.

Er habe mehr als einmal gesagt, er könne mehr arbeiten.

‹Wir wollen aber die ganze Wahrheit wissen!› insistiert der Richter.

Der Gfeller Gody ist aber nicht davon überzeugt, dass er einmal gesagt hat, Bichsel sei ein fauler Chaib, hingegen erinnert er sich, ihn geboxt und ihm mit der Peitsche über ‹d'Haxe zwickt z'ha›.

Und ob es ihm nicht aufgefallen sei, dass der Bichsel schwach und gebrechlich war?

Doch schon, aber Bichsel habe nur immer über die Beine geklagt (weshalb er ihm wohl mit der Peitsche hin und wieder eins darüber zwickte!).

Als aber dann schliesslich die Behörden von diesen Zuständen Kenntnis erhielten und der Landjäger den armen Bichsel in vollkommen erschöpftem Zustande, mit über und über zerrissenen Hosen und mit einem Hemd, das ihm in Fetzen vom Leib hing, auf einem Fuhrwerk abholen und ins Armenhaus bringen musste, da rief der Gody Gfeller dem armen Bichsel noch zu: ‹Gäll Otti, du hesch dä bi üs nüd z'chlage...?› Worauf der gutmütige und verängstigte Bichsel zur Antwort gab: ‹Nei, nei ...›

Die Untersuchung aber förderte dann die Wahrheit zutage. Der Landjäger, der auf eine Mitteilung des Regierungsstatthalteramtes Bern eine Untersuchung durchführte, erzählt, dass die Nachbarsleute diese Zustände schon lange beobachtet hätten, dass jedoch niemand einzuschreiten wagte aus Angst vor dem bösen Gody Gfeller. Ein Zeuge hatte sogar Angst, der Gody würde ihm das Haus anzünden, wenn er gegen ihn auftrete. Der Landjäger, der dann Bichsels Bude aufsuchte, musste feststellen, dass dort eine unglaubliche Unordnung herrschte. Die Kleider lagen dreckig und nass am Boden herum, und darüber breitete sich eine Schicht Staub und Dreck, die 4 bis 5 Zentimeter dick war! Kein ganzes Hemd und keine ganze Hose war vorhanden. Die Hudeln hätte man im Armenhaus grad verbrannt...

36 Jucherten hat das Heimet und 19 Stück Vieh.

‹Hätte Bichsel diese Arbeit bewältigen können, wenn er ganz gesund gewesen wäre?› frägt der Richter.

Bei weitem nicht! Der Hof habe übrigens rentiert, meint der Landjäger, und Gfellers hätten wohl noch einen zweiten und dritten Knecht anstellen

können. Ein Zeuge aus der Nachbarschaft, ein währschafter Bauer, ist der Ansicht, dass für dieses Heimet drei bis vier gesunde, starke Knechte nötig seien!

Es war also angenehmer, bei Gfellers ein Stück Vieh zu sein als ein Mensch!

Jawohl, so war es! Das Leben Bichsels war menschenunwürdig.

Und nun wirft Gerichtspräsident Dr. Trösch, der die Untersuchung mit viel menschlichem Verständnis und gerechter Strenge führt, dem Gody Gfeller die Maschen des Gesetzes über den Kopf:

‹Wenn es so weitergegangen wäre, dann wäre Bichsel infolge Überanstrengung eines Tages einfach tot liegengeblieben!›

Und Gfeller muss zugeben, dass die Arbeit für Bichsel ‹zuviel› war. Man habe ja gesehen, dass er gebrechlich sei. Damit hat sich der Angeklagte hoffnungslos im Netz des Artikels 135 verfangen, der da heisst:

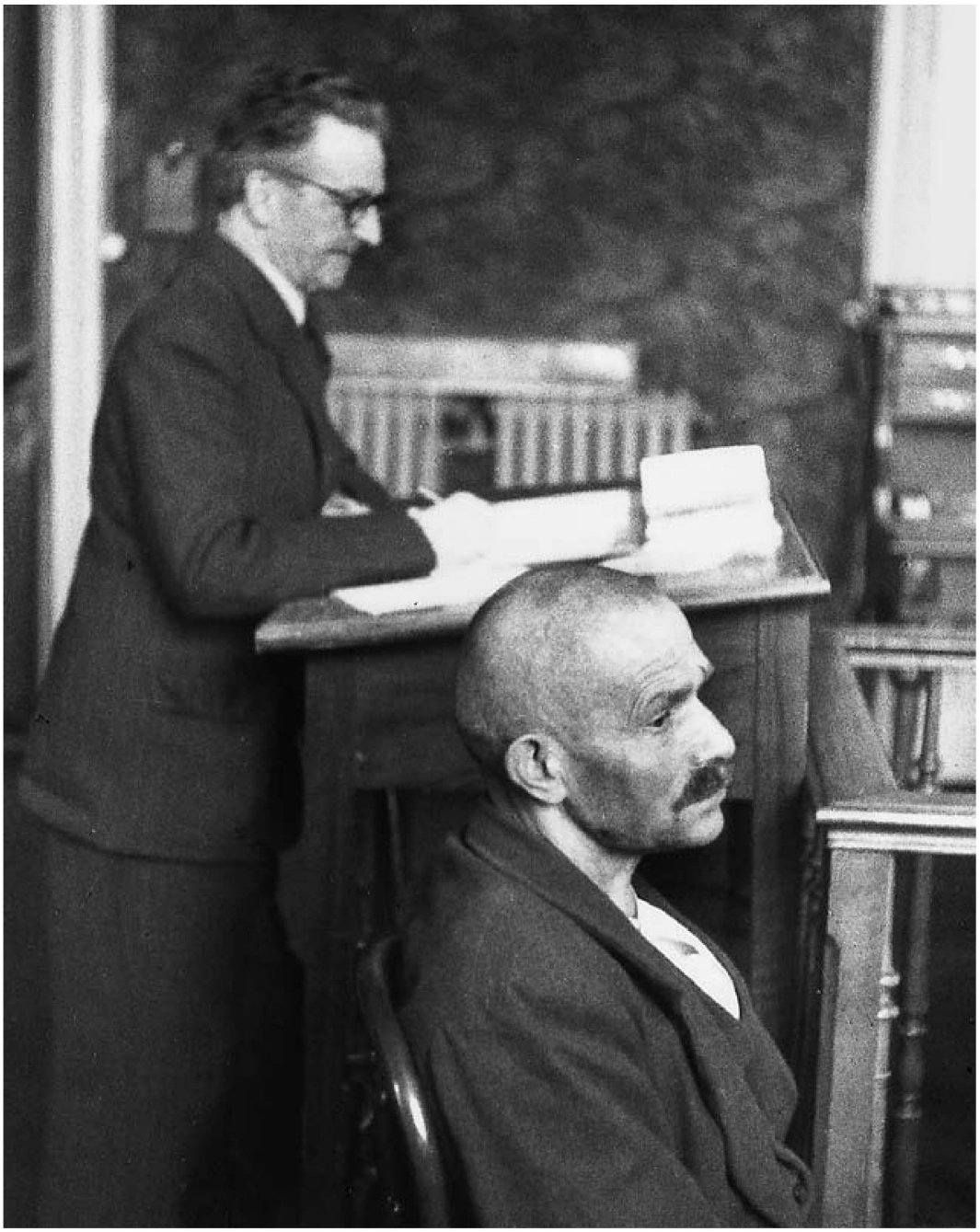
‹Wer aus Selbstsucht oder Bosheit einen gebrechlichen Angestellten so überanstrengt, dass dessen Gesundheit eine Schädigung oder Gefährdung erleidet, wird mit Gefängnis oder Busse bestraft.›

Man wundert sich jetzt nur noch, was die Meistersfrau, die eigentlich in erster Linie verantwortlich wäre, dazu zu sagen hat. Und nun stellt sich zu allem Elend noch die Ungeheuerlichkeit heraus, dass der arme Bichsel für seine Schinderei und Schufterei während 22 Monaten nicht einen einzigen Rappen Lohn erhalten hat. Er hätte keinen verlangt, meint die Meistersfrau, und sie habe ihm dafür jeweils Tubak gekauft! Diesen Tubak, und überhaupt alles, was Bichsel brauchte, hat die Frau aber fein säuberlich in ein Büchlein geschrieben. Ihm den Lohn zu zahlen, das jedoch hat sie vergessen!

Den Tubak aber brauchte der Bichsel zum Schiggen, um damit den Hunger besser vertreiben zu können, wenn er jeweils (auch sonntags!) oft nach 11 Uhr nachts noch Gras mähen musste.

Man begreift, dass der Richter mit dieser Bäuerin, die jede frauliche Tugend vermissen lässt, scharf ins Zeug fährt und ihr das sagt, was ihr gesagt werden muss. Dass es ihre Pflicht als Meistersfrau gewesen wäre, dem Bichsel für Wäsche und Kleider zu sorgen, ihm Lohn zu geben und überhaupt zum Rechten zu sehen, und dass es ganz bedenklich sei, wenn man einem Knecht keinen Lohn zahlt, ihm noch jede Kleinigkeit aufzuschreiben – sogar die Schuhsalbe!

Die Zeugen, die in grosser Zahl auftreten, bestätigen alles, was die Un-



Otto Bichsel klagt an.

tersuchung zutage gefördert hat, ja das Bild wird immer düsterer. Das medizinische Gutachten, das aussagt, dass eine schwere Verkrümmung der Wirbelsäule vorliege und das rechte Knie geschwollen, die Rotationsfähigkeit des linken Beines fast verunmöglicht sei und dass die Behandlung Bichsels den ‹schicksalsmässigen Ablauf› seiner Krankheit beschleunigt habe, wirkt eher naiv, wenn man sieht, dass es selbst für den Laien klar ist, dass Bichsel in hohem Masse gebrechlich ist und ohne Zweifel durch eine solche Behandlung schweren Schaden nehmen musste. Gelenkschwellungen werden bekanntlich durch Liegenbleiben auf dem Felde nicht besser, Herr Doktor! Man hätte lieber gehört, wie der ‹schicksalsmässige Ablauf› von Bichsels Krankheit hätte gehemmt werden können, wenn Bichsel anständig behandelt und vielleicht auch ein wenig gepflegt worden wäre!

Die Verteidigung der beiden Angeklagten ist so schwach und haltlos, dass sie hier nicht erwähnt zu werden braucht. Das Urteil über die beiden Bauersleute Gfeller ist hart, und das ist recht so. Sie haben es reichlich verdient! ‹Das sind Zustände, die ein Jeremias Gotthelf geschildert hat, die aber in einem fortschrittlichen Kanton im 20. Jahrhundert nicht mehr vorkommen dürfen›, sagte der Richter mit Recht. ‹Als Richter berührt mich dieser Fall schmerzlicher, als wenn einer vor mir stünde, der drei Velos gestohlen hätte. Das Rechtsgut des sozial Schwachen muss dem Richter heilig sein! Man muss es fast bedauern, dass diese mittelalterlichen Zustände nicht auch mit mittelalterlichen Methoden – zum Beispiel dem Pranger – gestraft werden können.›

Das sind harte, aber gerechte Wort, und das Urteil, das den Gody Gfeller zu dreieinhalb Monaten unbedingt, 100 Franken Busse, und Frau Gfeller zur gleichen Dauer, aber bedingt, verurteilt, scheint mehr als gerechtfertigt. Frau Gfeller bekommt zu dem noch eine Busse von Franken 600.– aufgesalzt. Man muss Geizhälse dort treffen, wo sie es spüren.

Schade sei es, meint der Richter, dass der brave, ‹willige und billige› Bichsel nicht eine Schadenersatzforderung, die er ihm gerne zugesprochen hätte, gestellt habe…

Es wird halt immer so bleiben: der arme Teufel, der gutgläubige und naive, der sich keinen Anwalt leisten kann, bleibt eben ewig der Dumme. Glücklicherweise hatte das arme Knechtlein einen Richter, der seinen Fall mit viel menschlicher Wärme und Verständnis behandelte.

Und Bichsels Lohn? Nach anderthalb Monaten Untersuchungshaft entschloss sich der Gody Gfeller mit seiner sauberen Schwägerin notgedrun-

Gerichtsverhandlung in Sachen Otto Bichsel. Den Vorsitz hat Gerichtspräsident Dr. Fritz Trösch.

gen, dem Bichsel für die 22 Monate einen Monatslohn von 90 Franken nachträglich auszurichten. Wäre Bichsel gestorben – wer hätte je danach gefragt.»

Der Verdingbub

«In Langenthal steigt man in ein kleines, mit einem alten Stahlross versehenes Züglein. In Madiswil steigen wir aus. Wir suchen den Verdingbub Fritz Reinhard, kurz Chrigel genannt. Da kommt uns ein barfüssiger Bauernbub entgegengesprungen. Ob er den Chrigel kenne, fragen wir. Nein, den kennt er nicht. Aber ob er einen Lehrer oder eine Lehrerin kenne, die so und so heissen? Jawohl, die kennt er, aber die seien im nächsten Dorf. Eine gute halbe Stunde.

Es ist ein heisser Sommertag. Gewitterwolken stehen am Himmel. Wir nehmen den Rock über den Arm und öffnen die Kragen und marschieren auf der schmalen, staubigen Strasse bergauf gegen Mättenbach. Freundliche, behäbige Häuser. Üppige Matten mit hohem, blumigem Gras, das sich sanft im Winde wiegt. Überall internierte Italiener. Es ist der Tag der Invasion. Sie sind ausser sich vor Freude und arbeiten mit Feuereifer auf den Feldern. Die Bauern sind zufrieden mit ihnen: Willkommene Helfer, jetzt, da viele unserer Soldaten unter den Waffen stehen.

Bescheiden und freundlich rufen sie uns ihr ‹buon giorno› zu, während uns die heisse Junisonne den Schweiss auf die Stirne treibt.

Wir nähern uns dem verstreuten und behäbigen, in die Hügel gebetteten, breitdachigen Dorf. Alles glänzt vor Sauberkeit und Wohlhabenheit, und doch wissen wir, dass sich in einem dieser prächtigen Bauernhäuser jahrelang ein düsteres Drama abgespielt hat, ein Verbrechen, über das bereits Gras zu wachsen begann. Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten. Aber davon später. Wir suchen jetzt den Chrigel.

Freund Senn steuert auf das blitzsaubere Schulhaus zu. An den oberen Fenstern sind weisse Vorhänge – sicher wohnt der Lehrer auch darin. Wir treten ein, über eine Holztreppe in einen dunklen Gang, klopfen an eine der Türen, und auf ein kräftiges ‹Herein› treten wir in eine saubere Küche, wo ein junger Mann mit einer Pfanne hantiert. Jawohl, er sei der Lehrer. Was die Herren möchten? Die Herren, die gar keine ‹Herren› sein wollen, möchten mit dem Herrn Lehrer ein paar Worte reden, ob er Zeit habe? Natürlich

hat er das, und wir werden in die hübsche Stube des Landschulmeisters geführt, mit Büchern, Klavier und Kachelofen – die stille Sehnsucht des gehetzten Journalisten.

Den Chrigel? Ja, ja, den kennt er schon, der Lehrer. Er war bei ihm in der Schule. Er ist sogar zum Beistand des Buben bestimmt worden. Wir sind also am richtigen Ort. Der Lehrer merkt bald, dass wir mehr über den Chrigel wissen, als er ahnt. In der Tat: Wir wissen ja bereits alles, aber wir brauchen Beweise und Bestätigungen. Und nun erhalten wir sie.

Vier Jahre war Chrigel beim angesehensten und vermutlich reichsten Bauern des Dorfes verdingt. Oft schien dem Lehrer, es könne mit dem Bub etwas nicht ganz stimmen, aber er war brav und anständig, und man kam dem stillen Kummer, der die Seele des Knaben offensichtlich bedrückte, nicht auf die Spur. Eines Tages aber kam Chrigel nicht zur Schule. Der Lehrer frug nach, beim Vater Chrigels, der mit einer grossen Familie in einem andern Dorf wohnt und beim Bauer, den wir hier einmal Chräjenberg nennen wollen. Dieser wusste Auskunft: Er sei heute in aller Frühe mit dem ‹Bregg› und dem Chrigel ins Spital nach ‹Langete› gefahren. Es sei nämlich etwas ganz Dummes passiert. Der Chrigel müsse operiert werden. Zudem habe er ja auch noch einen Leistenbruch, da könne man das auch gleich in Ordnung bringen.

Der Lehrer traute der Sache nicht so recht und nahm den Bauer ins Gebet. Ja, es sei wirklich eine dumme Geschichte. Die andern Buben hätten den Chrigel angestiftet zu allerlei sexuellen Dummheiten. Nun hätte das eine böse Infektion gegeben, und so habe er den dummen Buben eben mit dem ‹Bregg› grad ins Spital gebracht…

Jetzt traute der Lehrer der Sache erst recht nicht mehr. Auch der Vater Chrigels wurde misstrauisch und ging schnurstracks ins Spital, den Chrigel besuchen. Es brauchte lange und viel Überredungskunst, bis der Chrigel redete, dann aber kam es heraus, aus der zerquälten Seele eines unglücklichen Kindes: dass ihn der reiche Bauer und die reiche Bäuerin seit vielen Jahren fast tagtäglich auf die allerschlimmste sadistische Art sexuell missbraucht hatten. Seit Jahren litt der arme Bub unter einem schrecklichen Martyrium, ging an den Seelenqualen fast zugrunde, aber er getraute sich nicht zu reden.

Vater Reinhard wurde begreiflicherweise wütend und wandte sich an einen Arzt des Spitals. Dieser aber nahm eine ganz seltsame Haltung ein. Da könne man nichts machen. Schliesslich könne man dem Chräjenberg

nichts beweisen, und man wisse ja, dass die Buben manchmal das Blaue vom Himmel herunter lügten. Vater Reinhard aber wusste, dass der Chrigel kein Lügner war. Er traute dem Arzt nicht und vermutete, der reiche Chräjenberg könnte hier vielleicht ein paar Banknötli zurückgelassen haben. Er ging zum Chefarzt, und in seiner Aufgeregtheit versprach er dem Chrigel eine tüchtige Tracht Prügel, wenn er nicht die Wahrheit sage. Der Chefarzt aber hielt zum armen Bub und erklärte dem Vater kategorisch, dass er den Chrigel nicht strafen dürfe, er sei unschuldig!

Nun wusste der Vater genug, und mit nicht geringem, berechtigtem Groll stellte er, der ärmste Mann im Dorf, ihn, den reichsten Bauern im Dorf, den Chräjenberg. Dieser verlegte sich aufs Abstreiten, aber der Vater gab nicht nach, bis er die Wahrheit wusste. Aber dann gab er eben doch nach – er, der ärmste Mann im Dorf, konnte den neuen Banknoten nicht widerstehen, und so begann das Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten, bereits Wurzel zu fassen und über die traurige Geschichte des armen Chrigel zu wachsen. Doch: Es ist kein Garn so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!

Das ganze Dorf redete von der Geschichte. Es gab zwei Parteien. Da waren die Freunde des reichen und einflussreichen Chräjenberg, die im Wirtshaus und beim Jass berichteten, was da der Chrigel sage, sei dummes Zeug und eine Verleumdung, und da waren die andern, welche die Wahrheit kannten, sich aber nicht trauten, sie laut zu sagen. Es wurde getuschelt und geschwatzt, aber niemand unternahm das, was nötig gewesen wäre: Eine Anzeige einzureichen, um einen üblen Unhold mitsamt seiner verrohten Gefährtin der gerechten Strafe zuzuführen. Und das Gras wuchs weiter…

Aber es ist Sommer, und das Gras wird gemäht, und da kommen die Steine und Maulwurfshaufen zum Vorschein! Wir wandern weiter. Durch Feld und Wald, über Berg und Tal in ein anderes Dorf, dort, wo der Vater Reinhard, der ärmste Mann der Gegend wohnt. Mitten in den blühenden Matten steht sein armseliges Stöckli. Ein Rudel Kinder kommt aus Türen und Fenstern. Vater Reinhard ist misstrauisch und misst uns mit nicht gerade freundlichen Blicken. Er hat auch keinen Grund, freundlich in die Welt zu schauen. Er selbst leidet an einer bösen Bronchitis, die ihn zu jeder schweren Arbeit unfähig macht. Seine Frau, erst von einer schweren Operation gesundet, muss am Morgen in aller Herrgottsfrühe auf die Bahn nach ‹Langete› wo sie für einen Hungerlohn von 200 Franken im Monat arbeitet

Der Verdingbub Chrigel.

und erst spät abends wieder nach Hause kommt, müde und abgehetzt, nach Hause zu den vielen Kindern, die uns in überaus zerlumpten Kleidern und Schuhen umschwärmen. Sechzehn Kinder hat sie geboren, die Frau, dreizehn sind am Leben und wollen Essen und Kleider haben. Der Mann ist dem Haushalt und den ‹Gofen› begreiflicherweise nicht gewachsen und das in einer Armut, wie wir sie in diesem Lande noch nie gesehen haben. Die ganze Familie lebt in zwei Kammern. In einem Zimmer von 2 auf 3 Meter stehen 5 Betten, darin schlafen etwa 10 Kinder. Bettwäsche gibt es fast keine. Die Kinder schlafen meist auf den rohen, zerrissenen Matratzen. Es ist ein trübes Bild, das sich uns bietet. Ein neues Kapitel: Die unbekannte Schweiz!

Und nun solle er uns ganz genau erzählen, wie das damals gewesen sei mit dem Chrigel!

Wir vernehmen, was wir schon wissen. Dreihundert Franken hat ihm der reiche Chräjenberg ‹In Sachen Chrigel› gegeben, und er glaubte, damit sei sein Verbrechen gesühnt. Soll man es dem armen Vater Reinhard übelnehmen, dass er, der vielleicht seit Jahren nicht mehr so viel Geld auf einmal gesehen hat, sich blenden liess vom Schein des Goldes. Dass er, als er die drei Hunderter sah, an das Brot und die Milch dachte und an die Kleider für seine vielen Kinder? Dass er sich betören liess vom Gedanken, einmal ein paar Wochen der schlimmsten Sorgen ledig zu sein? Er ist ein rechter Mann, trinkt nicht und gibt sich Mühe, aber es geht einfach nicht. Es fehlt begreiflicherweise an allen Ecken und Enden. Kann man es ihm übelnehmen, dass er seine Buben, wenn sie arbeiten können, verdingt? Verdingt, nur damit ein hungriges Maul weniger am Tisch sitzt. Oder liegt nicht die Schuld bei uns allen, bei den Zuständigen, die es möglich machen, dass Tausende von armen Leuten auf dem Land ihre Kinder verdingen müssen. Was hat sich denn geändert seit den Zeiten der Sklavenhalter in unserer vielgepriesenen Zivilisation?

Jawohl, Vater Reinhard hat die dreihundert Franken genommen, aber er ist trotzdem der Meinung, dem Chräjenberg gehöre eine Strafe, und das meint auch der Chrigel, den wir nach weiterem zweistündigem Marsch über alle Höger in einem benachbarten Dorf beim Heuen antreffen. Kaum aus dem Spital entlassen, wurde er zu einem andern Bauern verdingt. Zu rechtschaffenen, braven Leuten, doch zu einem Lohn, der, wie Chrigel sagt, ‹nicht einmal für das Konfirmationskleid langt›, zu dreissig Franken im Monat! Dabei ist Chrigel ein grosser, kräftiger Bursch, der sicher fast soviel

arbeitet wie ein Erwachsener. Jedenfalls soviel wie die Internierten, die doppelt soviel verdienen wie er, der einheimische Verdingbub.

Da sitzt er nun vor uns auf dem kleinen Wagen. Die Bauern, Knechte und Mägde rings herum sind am Aufladen. Ein Gewitter ist im Anzug, aber sie sollen es jetzt einmal ohne den Chrigel machen. Der muss uns jetzt Red und Antwort stehen, ohne Angst und Zaudern, es wird ihm nichts geschehen, ihm nicht, aber dafür dem Chräjenberg. ‹Dem gehört's auch›, sagt der Chrigel, und wir spüren, dass er, wenn er einmal noch grösser und stärker ist, vielleicht die fällige Rechnung selber begleicht. Vier Jahre seiner Jugend sind zerstört, zertreten und beschmutzt. Fast jeder Tag war eine Qual. Der Bauer war stark, er hat ihm die Hände gehalten, und die Meisterfrau hat mit dem Bub die übelsten Dinge getrieben. Man hat ihn mit Kuhdreck und Wagenschmiere eingerieben, man hat ihn ohne Kleider übers Feld gehetzt oder ihn am Geschlechtsteil ans Pferd gebunden. Es ist nicht angenehm, solche Dinge erzählen zu müssen. Viele ‹vornehme› Seelen werden es ‹shocking› finden – es tut uns leid – es muss gesagt sein, vielleicht hilft es, dass endlich einmal dem Verdingbubenwesen oder besser -unwesen gehörig auf die Finger gesehen wird, denn: Chrigel ist ja nicht der einzige! Es gibt noch viele Chrigel im Lande, die, wenn auch nicht auf diese Weise, so doch auf andere Art geplagt werden. Warum hast du dich nicht gewehrt? Warum hast du nicht geschrien, oder warum hast du es niemandem erzählt? Der Bauer war stark. Stärker als Chrigel. Die Meisterfrau, dieses Scheusal, ebenfalls. Man drohte ihm mit Schlägen, wenn er schreie. Und es jemandem sagen? Nein, das konnte er nicht, er habe sich geschämt.

Wir wissen genug. Dem Chrigel können wir jetzt nicht helfen. Aber wir verlassen ihn mit der Versicherung, dass diese Schandtat bestraft wird. Das muss ihm fürs erste genügen.

Und nun kommt das Trübste an der Geschichte. So und so viele Menschen wussten von den schändlichen Taten, die an Chrigel verübt wurden. Die Schulbehörde, die Armenpflege, Ärzte, niemand aber hatte den Mut, den reichen, einflussreichen, grossmäuligen Chräjenberg zu stellen und ihn anzuzeigen. Lang ist die Kette der Mitwisser, der Mitschweiger und somit Mitschuldigen. Es wird nicht möglich sein, sie zusammen mit Chräjenberg auf die Anklagebank zu bringen, doch sie gehörten rechtens auch dorthin. Der Ortspolizist! Hat er nie etwas von der Geschichte gehört, die in allen Wirtschaften und sogar von allen Kindern in der Schule verhandelt wurde? Hat sich auch einer dieser Herren überlegt, welche moralischen Auswir-

kungen diese Geschichten auf die andern Kinder des Dorfes haben müssen?

Nein, sie haben alle geschwiegen. ‹Machid nüt, dir chöitit üch d'Finger bös verbränne mit em Chräjeberg!› Nun, wir wollen sehen, ob wir uns die Finger verbrennen.»

Quellennachweis

Besser Vieh als Knecht (9. März 1944). Nur ein Verdingbub (22. Juni 1944). Diese beiden und weitere Reportagen von Peter Surava aus «Die Nation» sind abgedruckt in der illustrierten Autobiographie von Peter Hirsch, «Er nannte sich Peter Surava», erschienen 1991 im Rothenhäusler Verlag, Stäfa.